

Ingeborg Stahr

**Auf der Suche nach einer eigenen Identität – eine
statusvergleichende Untersuchung zur Situation
von Sekretärinnen, Wissenschaftlerinnen und
Studentinnen an der Hochschule**

**In: Clemens, Bärbel (Hrsg.): Töchter der Alma Mater
Campus Forschung, 513
Frankfurt/New York, Campus 1986
S. 193 - 205**

AUF DER SUCHE NACH EINER EIGENEN IDENTITÄT - EINE STATUSVERGLEICHENDE UNTERSUCHUNG ZUR SITUATION VON SEKRETÄRINNEN, WISSENSCHAFTLERINNEN UND STUDENTINNEN AN DER HOCHSCHULE

Ingeborg Stahr

1 Fragestellung

Wie auch die anderen hier dargestellten Forschungsprojekte handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine empirische Untersuchung. Gegenstand war die Arbeits- und Studiensituation von Frauen an der Hochschule, wobei in die Analyse Frauen verschiedener Statusgruppen, nämlich Sekretärinnen, Wissenschaftlerinnen und Studentinnen der Universität Gesamthochschule Essen einbezogen wurden. Auf der Grundlage einer quantitativen Erhebung und der Verarbeitung bereits vorhandener Literatur zu diesem Problemkomplex wurden Typologien über drei Statusgruppen erstellt. Sie charakterisieren typische sowie gruppenbezogen unterschiedliche Bedürfnisstrukturen und psychosoziale Verarbeitungsformen, die in den Antworten der verschiedenen Frauen ihren Ausdruck finden.¹

Die Erhebung ist Teil einer umfassenden Untersuchung zur Identitätsbildung von Frauen im Hochschulbereich. Es geht dabei um die Frage nach identitätshemmender und -fördernder Wirkung von Hochschule und Wissenschaft auf Frauen. Ausgangspunkt sind die in den letzten Jahren sich häufenden Untersuchungen aus dem Hochschulbereich (z.B. Bublitz 1980; Hampe 1980; Brock, Braszeit, Schmerl 1983a und 1983b; Großmaß 1983; Kotthoff 1984), die zeigen, wie schwer Frauen es in der männerdominierten und -beherrschten Institution haben. Nicht nur die statistische Unterrepräsentanz von Frauen unter den Wissenschaftlern und Studierenden, sondern auch männliche Kommunikations-, Beziehungs- und Interaktionsnetze (old boy network) sowie der Sexismus in der Wissenschaft, den Wissenschaftsinhalten, -vermittlungsformen und methodischen Vorgehens-

¹ Die genauen Ergebnisse können im Projektbericht nachgelesen werden (vgl. Stahr 1985).

weisen sind Spiegel der institutionellen Barrieren. Hinzu kommen internalisierte Vorstellungen von der weiblichen Geschlechtsrolle, die mit Ideologien von Weiblichkeit und von der weiblichen Berufsrolle einhergehen. Sie erweisen sich für die Frauen nicht nur im kommunikativen Zusammenhang mit Studierenden und Kolleg/inn/en, sondern auch im innerpsychischen Verarbeitungsprozeß als problematisch. Weiblichkeitsideologien, mit denen Frauen täglich konfrontiert sind, blockieren die phantasievolle Entwicklung und Entfaltung von Alternativvorstellungen und neuen Vorbildern.

Die durchgeführte Untersuchung bezieht sich zentral auf den Arbeitsplatz Hochschule. Die außeruniversitären, familialen Lebensbedingungen konnten im interdependenten Wirkungszusammenhang nur am Rande erfaßt werden, da dieser Bereich wenig standardisierbar ist und deshalb besser mit qualitativen als mit quantitativen Methoden untersucht werden kann. Notwendig wäre eine interpretative Zusammenschau weiblichen Lebens zwischen Beruf und Familie. Denn gerade in der ganzheitlichen Sichtweise des weiblichen Lebenszusammenhangs werden die Widersprüche zwischen Lebenswelt Hochschule und Lebenswelt Familie deutlich. Konsequenzen dieses Widerspruchs werden unter anderem darin sichtbar, daß ein großer Teil von Wissenschaftlerinnen nur deshalb diesen Beruf realisieren konnte, weil sie "auf Bedingungs Momente weiblicher Identität ... , nämlich durch Ausklammerung von Familie und größtenteils auch Ehe" verzichtet haben. "Heute ist diese traditionelle Opfergabe der Ehelosigkeit zwar nicht mehr konstitutiv für eine weibliche Wissenschaftlerkarriere, dennoch sind immer noch viermal soviel weibliche Hochschullehrer unverheiratet wie männliche." (Sommerkorn 1981, S. 93f). Der vergleichsweise hohe Anteil lediger und kinderloser Wissenschaftlerinnen bestätigt sich auch in der Essener Untersuchung (Stahr 1985, S. 62).

Erweisen sich die Erfahrungen von Frauen an der Hochschule nur als Hemmschwelle ihrer Entwicklung? Dominieren und verhindern patriarchalische Strukturen die Möglichkeiten zur Herausbildung einer eigenen Identität bei den Frauen?

Ausgangsthese der Untersuchung ist, daß das Zusammenwirken institutioneller Bedingungen und Interaktionsbeziehungen, innerpsychischer Dispositionen und Bewußtseinsprozesse im Kontext weiblichen Lebenszusammenhangs und Hochschule ein Konfliktpotential konstituiert, das sowohl repressive wie auch konstruktive Elemente beinhaltet. Denn verhindert einerseits die Tätigkeit im Wissenschaftsbetrieb von großen Teil die Realisierung und Anerkennung von Fähigkeiten, Kenntnissen und Sichtweisen von Frauen, so trägt sie andererseits doch in hohem Maße zur Entwicklung kognitiver Differenzierungsfähigkeit und Entwicklung von Bewußtseinsprozessen bei.

Daß die Herausbildung des Geistes dem Mann und die Entwicklung von Emotionalität und Körperbewußtsein stärker der Frau entspreche, ist ein häufig geäußertes Stereotyp, das einer einseitigen und diskriminierenden Festschreibung geschlechtsspezifischer Sozialcharaktere entgegenkommt. Die Unhaltbarkeit derlei Stereotypisierungen belegen zum Teil die Ergebnisse der Essener Untersuchung. Sie macht auch deutlich, daß es *den* einheitlichen weiblichen Sozialcharakter nicht gibt. Wesentlichen Einfluß auf die Herausbildung und Entwicklung von Persönlichkeit und Identität der Frauen haben unter anderem die soziale Stellung (Schichtzugehörigkeit bzw. Klassenlage), Bildungsstand, familiäre Situation, Berufsinhalt und -status sowie die einmaligen Erfahrungen der persönlichen Biographie. Die Unterschiede, wie sie zwischen Frauen verschiedener Statusgruppen in einem sozialen Feld existieren, sollten daher durch den statusvergleichenden Untersuchungsansatz im Projekt prägnanter herausgearbeitet werden.

Im folgenden werde ich jedoch nicht die empirischen Ergebnisse der Essener Untersuchung im einzelnen darstellen, sondern mich mit einigen theoretischen Überlegungen zu einem feministischen Identitätsansatz beschäftigen. Hierbei handelt es sich um erste allgemeine Gedanken, bei denen eine Vermittlung zu den empirischen Daten bisher erst ansatzweise hergestellt ist und noch weiterer Ausarbeitung bedarf.

2 Theoretischer Bezugsrahmen

Die theoretischen Ansätze zur Identitätsentwicklung, die bisher die größte Verbreitung gefunden haben (Erikson 1966; Goffman 1967; Krappmann 1982; Mead 1973; Habermas 1976), machen - so zumindest mein bisheriger Eindruck - deutlich, daß auch sie sich an patriarchalischen Denkgewohnheiten orientieren. Allerdings müßte dies noch genauer untersucht und belegt werden, als ich es in diesem Kontext leisten kann. Ein Identitätsansatz, der Frauenleben mitreflektiert, darf das Erbe der Frauenbewegung nicht unberücksichtigt lassen. Um zu einem grundlegenden Verständnis von Identitätsentwicklung zu gelangen, will ich einige Aspekte aufführen, die meines Erachtens ein solcher Ansatz enthalten sollte.

Der Identitätsansatz von Habermas (1976) beschreibt kognitiv-motivationale Differenzierungsprozesse als notwendige Voraussetzung zur Herausbildung von Ich-Identität im Jugend- und Erwachsenenalter. Demnach trägt Wissenschaft wesentlich zur Identitätsentwicklung bei. Denn Wissenschaft ermöglicht dem Menschen einen intensiven Zugriff auf die kognitive Erfassung von Wirklichkeit. Diese ist wiederum notwendig, um eine Bewußtheit vom eigenen Selbst herzustellen, im Bewußtsein wünschenswerter Veränderungen der eigenen Geschlechtsrolle und Lebenswelt.

Leider spart dieses Identitätskonzept die emotional-körperliche Dimension aus bzw. beschränkt sie lediglich auf die Kindheitsentwicklung im Vorschulalter (Habermas 1976, S. 94). Mit seiner Betonung des kognitiv-motivationalen Aspekts von Identitätsentwicklung entspricht Habermas der in der Hochschulsozialisation vorherrschenden Akzentuierung kognitiver Leistungsorientierung und der Herausbildung eines motivational-moralischen Bewußtseins. Ein Identitätsansatz, der die ganzheitliche Erfassung von Wirklichkeit anstrebt, muß auch die leibgebundenen, emotional-körperlichen Aspekte berücksichtigen. Nur auf diese Weise können die differentiellen Unterschiede der befragten Frauen in der umfassenden Einheit des Leibes, von "Kopf und Bauch", "Geist und Körper" oder "Kopf und Hand", herausgearbeitet werden. Die verschiedenen Dimensionen der menschlichen Wirklichkeit sollten dabei nicht als nebeneinanderstehend, sondern als miteinander verbunden, sich gegenseitig bedingend und aufeinander einwirkend betrachtet werden. Ihre Integration führt zur Herausbildung von *Selbst-Identität* als Ausdruck der Einheit des ganzen Menschen im interdependenten Beziehungsgefüge von Leib, Welt, Unbewußtem und Zeit.

Im Unterschied zum Ich existiert das Selbst auch in der Bewußtlosigkeit, im Unbewußten. Es ruht in der Stabilität des Leibes (Petzold 1984, S. 80-82). Die Konstituierung von Identität auf der Grundlage einer integrierten Persönlichkeitstheorie beinhaltet die scharfe "awareness" (Bewußtheit) des Ich und die Intentionalität des Selbst in einer generativen, überdauernden Passivität. Damit ist gleichzeitig die Einbeziehung von Vergangenheit und Zukunft, Retrospektive und Prospektive in den Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung mit ins Blickfeld gerückt.

"Aus den identifikatorischen Leistungen des *Ich* nach 'innen' (Selbstwahrnehmung) und nach 'außen' (Fremdwahrnehmung) ergeben sich Selbstrepräsentanzen bzw. Selbstbilder, d.h. Identität; denn auch die Verhaltenserwartungen und -zuschreibungen aus dem Außenfeld, die von 'außen' kommenden *Identifizierungen* meiner selbst, das Bild, das andere von mir haben, werden vom *Ich* im situativen Kontext wahrgenommen und mit Identifikationen belegt. Damit gewinnt die Einschätzung der 'anderen', die wahrgenommen, ja antizipiert wird, für die Entwicklung des Selbstbildes bzw. der Identität entscheidende Bedeutung." (Petzold 1984, S. 84).

Identität, die Herausbildung einer integrierten Persönlichkeit, besteht in einer Balance zwischen *Identifikation* als Prozeß der Selbstwahrnehmung und *Identifizierung*, der Internalisierung und Verarbeitung von Rollenzuschreibungen. Dies geschieht keineswegs nur als bloße Adaption vorhandener Werte, Normen und Umwelteinflüsse, sondern auf der Grundlage der Konstituierung von Sinn bzw. Lebenssinn. Jede/r von uns trägt mehr oder weniger bewußt ein Lebensskript (Berne 1963) oder einen Lebensplan in

sich, der sich wandeln und verändern kann, doch der auch, wenn er nicht mehr existiert oder zerstört wird, Leben sinnlos macht. Identität bedeutet insofern, sich im *Lebensganzen* zu begreifen und anzunehmen. Desintegration führt zu Störungen im menschlichen Wohlbefinden und kann pathologische psychische und psychosomatische Reaktionsformen annehmen.

Reichwein hat das von Mead, Goffman, Habermas und anderen präzierte interaktionistische Identitätskonzept auf die Hochschulsozialisation bezogen und kritisiert die verbreitete "subjektivistische" Auffassung des Identitätsbegriffs. Es werde überwiegend die Entwicklung der persönlichen, nicht aber der sozialen Identität betont. Habermas wirft er vor, mit seinem an die analytische Ich-Psychologie (Sullivan, Erikson) und die kognitivistische Entwicklungspsychologie (Piaget und Kohlberg) anknüpfenden Stufenkonzept ein starres idealtypisches Konstrukt von Ich-Autonomie zu vertreten. In seiner höchsten Entwicklungsstufe beinhalte es die Herausbildung einer rollenunabhängigen Ich-Identität mit dem Ziel der "kommunikativen Interaktionskompetenz". Damit lehne sich das Konzept an die normativen Vorstellungen der bürgerlichen Mittelschicht an (Reichwein 1981, S. 120f).

Tatsächlich scheint mir für die Entwicklung einer feministischen Identitätstheorie wichtig zu sein, den Aspekt der *sozialen Identität* stärker zu betonen, als dies bisher in der wissenschaftlichen Diskussion der Fall war. Mit persönlicher Identität (Ich-Bewußtsein) ist das Besondere und Einmalige des Menschen bezeichnet, mit dem er sich von allen anderen unterscheidet, während mit sozialer Identität (Wir-Bewußtsein) gemeint ist, was er mit anderen gemeinsam hat und teilt (Reichwein 1981, S. 115). Was ich allerdings an den Ausführungen Reichweins für problematisch halte, ist, daß er die persönliche Identität dem Bereich des Intimen und damit des emotional-affektiven Erlebens zuordnet, während sich seiner Meinung nach die soziale Identität durch die Herausbildung rational-planenden Verhaltens entwickelt, das sich offenbar nur in öffentlichen Sozialbeziehungen und in der beruflichen Arbeit entwickeln kann. Ich halte diese Zuordnungen deshalb für problematisch, weil hierdurch die emotional-affektiven Prozesse, die eben auch in Institutionen wie der Hochschule ablaufen, verleugnet werden. Ebenso werden die rational-planerischen Kompetenzen einer Hausfrau im sozialen Intimbereich Haus und Familie nicht wahrgenommen.

Der Begriff der sozialen Identität ermöglicht allerdings, die in unserer unter kapitalistischen Bedingungen so vernachlässigten Bedürfnisse nach Gruppenzugehörigkeit und Gruppensolidarität in den Vordergrund zu stellen. Soziale Identität verbindet sich am ehesten mit dem Begriff des sozialen Status, weil dieser nicht nur den strukturellen Aspekt, sondern auch den der gesellschaftlichen und subjektiven Bewertung von Rollensets einschließt, wie beispielsweise von Geschlechts- und Autoritätsrollen in Familie und Beruf (Reichwein 1981, S. 115).

Der Begriff der sozialen Identität wirft in diesem Kontext auch die Frage nach den Gemeinsamkeiten zwischen Frauen auf. Sie stellt sich insbesondere im Zusammenhang mit dem von Maria Mies in die feministische Forschung eingeführten Begriff der "Betroffenheit". Die Gemeinsamkeit, die sich über die Betroffenheit von Frauen herstellt, wird von verschiedenen Autorinnen in der kollektiven Unterdrückung der Frau gesehen, die sich aufgrund ihrer biologischen und sozialen Situation ergibt (Göttner-Abendroth 1984, S. 35; Mies 1984, S. 15). Thürmer-Rohr kritisiert an diesem Standpunkt, daß es sich hierbei um eine zu allgemeine Erkenntnis handele, die sich nicht als Brücke in der Interaktion von Frauen - auch nicht der wissenschaftlichen - eigne. "Daß 'das Frauenleben' an sich so viele gemeinsame Erfahrungen berge, das läßt sich bei genauem Hinsehen selten halten." (Thürmer-Rohr 1984, S. 73). Im Unterschied zum *Erlebnis* von Übereinstimmung, Verbundenheit, Nähe und Sympathie beschreibt sie Gemeinsamkeit, Betroffenheit, Parteilichkeit als *politische* Kategorie des Handelns. Daraus folgt, daß die Identität, die Integrität, die Ganzheit von Frauen und die Aufhebung von Unterdrückung nicht gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern Ziele und Utopien eines erkenntnis- und erlebnisleitenden Interesses sind (S. 76). "Wenn wir demgegenüber an der *Gemeinsamkeit* von Frauen als *politische* Kategorie festhalten, dann deshalb, weil sie die einzige Ausgangsbestimmung aller unserer Analyseversuche über die Struktur, die Erscheinungs- und Zerstörungsformen dieser patriarchalischen Gesellschaft und der Frauen in ihr ist." (Thürmer-Rohr 1984, S. 82).

Thürmer-Rohr schränkt allerdings ein, daß diese Gemeinsamkeit nur in der Erfahrung, "als weibliches diskriminierbares Exemplar angesehen zu werden, besteht, nicht aber die Erfahrung, ein diskriminierbares Exemplar zu sein." Frauen können danach die *Entscheidung* treffen, ob sie den männlichen diskriminierenden Zuschreibungen entsprechen wollen oder nicht (Thürmer-Rohr 1984, S. 82).

Meines Erachtens läßt dieser Standpunkt, bei dem Frauen letztlich als Täter ihrer eigenen Unterdrückung identifiziert werden, die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse unberücksichtigt. Seit der durch Frigga Haug (1980) initiierten Opfer-Täter-Diskussion ist deutlich geworden, daß Frauen sich nicht für die Opferposition "entscheiden" können, da ihnen ihr Handlungsspielraum durch patriarchalisch-kapitalistische Ausbeutungsmechanismen vorgegeben ist. Nicht nur durch direkte Gewalt, d. h. durch indirekte, zum Teil nicht bewußte, quasi-objektive institutionalisierte Normen und Herrschaftsverhältnisse werden Frauen an der Realisierung zentraler Bedürfnisse gehindert.

In der Hochschule trägt strukturelle Gewalt mit dazu bei, Frauen aus Macht- und Herrschaftspositionen systematisch fernzuhalten sowie männliche Werthaltungen, Kommunikations- und Beziehungsnetze zu stärken.

Das bedeutet aber auch, daß Frauen die Emanzipation, die Herausbildung ihrer persönlichen und sozialen Identität nur entsprechend dem gesellschaftlichen Entwicklungsstand demokratischer Kräfte und aus den objektiven Bedingungen ihres sozialen Status heraus entfalten können. Insofern sieht die Identitätsentwicklung von Sekretärinnen sicher anders aus als die von Wissenschaftlerinnen oder Studentinnen, weil die objektiv vorhandenen Beschränkungen und Handlungsspielräume schon aufgrund des unterschiedlichen sozialen Status einen anderen Radius einnehmen.

Um beurteilen zu können, ob eine "gelungene" Identitätsentwicklung vorliegt, ist zu untersuchen, inwieweit Frauen tatsächlich den objektiv vorhandenen Handlungsrahmen im Kontext ihrer eigenen Lebensgeschichte ausschöpfen und sich nicht durch internalisierte Weiblichkeitsideologien eine Selbstbeschränkung auferlegen, wie sie ihrer je momentanen Lebenswirklichkeit nicht entspricht und nicht notwendig wäre. Dies bedeutet aber auch, den bewußten Zugang zur Selbstunterdrückung zu bekommen und damit eine relative Entscheidungsfähigkeit und potentielle Handlungsmöglichkeit, um den Prozeß der physischen, psychischen und ökonomischen Unterwerfung aufzubrechen.

Es stellt sicherlich kein leichtes Unterfangen dar, die für einen derartigen Ansatz notwendigen empirischen Daten zu erfassen. Neben objektiv vorhandenen institutionellen Bedingungen von Hochschule müssen in diesem Zusammenhang individualbiographische Daten der betroffenen Frauen sowie ihre subjektiven Verarbeitungsstrategien ermittelt werden.

3 Methodische Herangehensweise

In der Essener Untersuchung konzentrierte ich mich zunächst auf die standardisierte Erfassung sozialbiographischer Daten und Einstellungen zur Arbeits- und Studiensituation an der Hochschule, wie Berufs- und Studienwahlgründe, Berufs- und Studienzufriedenheit, Arbeitsklima und Sozialbeziehungen zu männlichen und weiblichen Vertretern verschiedener Statusgruppen innerhalb der Institution, dem Verhältnis zur Wissenschaft, wie Besonderheiten der Hochschultätigkeit, emotionale Einstellungen, Bezug und Einflußnahme von Wissenschaft auf verschiedene Lebensbereiche und Vorstellungen darüber, ob und wie Frauen Wissenschaft anders betreiben würden.

Die Einstellungsäußerungen werden als subjektiver Ausdruck der Integration bzw. Entfremdung und Desintegration zugeschriebener und selbstdefinierter Verhaltenserwartungen bzw. Rollenvorstellungen ausgelegt. Das heißt, ein relativ hoher Grad von Zufriedenheit in den Antworten wird als bewußte Äußerung von Integrität und persönlicher Identität unter den ge-

gebenen institutionellen Rahmenbedingungen, individuellen Entfaltungsmöglichkeiten und der Selbstdefinition innerhalb der primären beruflichen Bezugsgruppe gewertet. Es wird davon ausgegangen, daß subjektives bewußtes und unbewußtes Erleben von Unterdrückung und Benachteiligung in latenten Formen der Unzufriedenheit, des Unwohlseins oder in psychosomatischen Beschwerden zum Ausdruck kommt. Allerdings konnten die körperlichen Reaktionsformen hier nicht erfaßt werden, und dies dürfte auch weiterhin eines der schwierigsten Momente zur Erfassung der weiblichen Verarbeitungsstrategien des Hochschulalltags sein.

Die Fragen nach dem Arbeitsklima und den sozialen Beziehungen gaben Aufschluß über Aspekte sozialer Identität, waren Ausdruck für das Erleben von Wir-Gefühl oder kollektiver Identität bzw. Abgrenzungen gegenüber Status- und Geschlechtsgruppen in der Hochschulhierarchie.

Das Verhältnis zur Wissenschaft wurde als ein zentraler Untersuchungskomplex mit in die Befragung aufgenommen, um die adaptiven bzw. innovativen Tendenzen weiblicher Wissenschaftsaneignung in ersten Grunddaten zu erfassen. Die Erstellung der Fragenkomplexe für den Fragebogen ging vor allem auf den Erfahrungsaustausch mit Studentinnen und Sekretärinnen in den projektbegleitenden Seminaren, die sich mit entsprechenden Themen befaßten (Stahr 1982), zurück. Ergänzende Gespräche mit Kolleginnen, Hochschulsekretärinnen und Studentinnen kamen hinzu. Aus der Zusammenarbeit mit Sekretärinnen, anderen Wissenschaftlerinnen und Studentinnen erwuchs das Bemühen, frauenspezifische Lehrveranstaltungen fachübergreifend bzw. fachvermittelnd anzubieten und miteinander abzustimmen sowie frauenpolitische Aktivitäten zur Verbesserung der Situation von Frauen an der Hochschule zu entwickeln.

Zur grundlegenden Herausarbeitung einer Typologie weiblicher Statusgruppen an der Hochschule eignete sich das Instrument des (halb-)standardisierten Fragebogens besser als eine begrenzte Zahl qualitativer Interviews, da es primär um die Herausarbeitung übergreifender Verhaltensstandards ging. Der Nachteil bei dieser Art der Untersuchung ist natürlich stets, daß differenziertere Darstellungen und Einzelheiten aus dem Lebenszusammenhang der befragten Frauen nicht erfaßt werden können. Daher ist beabsichtigt, die ersten standardisierten Grunddaten um eine qualitative Erfassung und Analyse zu ergänzen.

4 Ergebnisse

Die Ergebnisse der Untersuchung können hier nur in der Tendenz und stark vergrößert wiedergegeben werden, spiegeln aber dennoch die unter-

schiedlichen Erfahrungen und Orientierungen von Sekretärinnen, Wissenschaftlerinnen und Studentinnen in der Hochschule wider.

Zunächst erstaunt, daß die Sekretärinnen - trotz ihrer gesellschaftlich unterprivilegierten und diskriminierten Stellung - im Vergleich zu den beiden anderen Gruppen mit ihrer Arbeitssituation weitaus am zufriedensten waren. Besonders positiv bewerteten sie die "Arbeitszeitregelung", "Arbeitsplatzsicherheit" und das "Arbeitsklima". Der Arbeitsplatz Hochschule scheint unter anderem gegenüber vorher ausgeübten Berufen deshalb bevorzugt zu werden, weil er vor allem eine freiere Zeiteinteilung ermöglicht und damit die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die befragten Sekretärinnen sind nicht nur, im Vergleich zu den Wissenschaftlerinnen, zu einem erheblich größeren Anteil verheiratet und haben Kinder, sondern sind auch häufiger teilzeitbeschäftigt, eher bereit, ihren Beruf zu unterbrechen oder zu wechseln.

Deutlich wurde bei allen drei Statusgruppen, daß der Beruf bzw. das Studium zu einem wesentlichen Bestandteil des Lebenskonzepts von Frauen geworden ist und die Gefährdung der Berufstätigkeit auch ihre Identität bedroht. Im Vergleich zum traditionellen Geschlechtsrollenmodell der "Nur-Hausfrau" ist bereits die Möglichkeit, beruflich tätig zu sein, für die Sekretärinnen so bedeutsam, daß eine kritische Haltung gegenüber objektiv vorhandenen diskriminierenden Arbeitsplatzbedingungen kaum zum Ausdruck kommt. Gesellschaftlich anerkannte Erwerbstätigkeit, ein eigenes Einkommen, Kontakt zu Kollegen geben ihr die Selbstbestätigung und die Möglichkeit, aus der "Unsichtbarkeit" des Hausfrauendaseins herauszutreten, ohne es aufgeben zu müssen. Die relativ gute Möglichkeit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie die Kongruenz zwischen den Verhaltenserwartungen an die Berufsrolle der Sekretärin und die weibliche Geschlechtsrolle (Stahr 1985, S. 10) provozieren kaum eine konfliktierende Situation bzw. Identitätskrise von Frauen in diesem Beruf. Ihre Identität beruht auf der emanzipatorischen Lösung aus einer einseitig familialen Orientierung bei gleichzeitiger Tradierung traditionell weiblicher Verhaltens- und Wertmuster.

Anders als die Sekretärinnen, für die Wissenschaft zwar "interessant" und "wichtig", aber ebenso "fremd" und "undurchsichtig" bleibt, beziehen Wissenschaftlerinnen ganz wesentlich ihre berufliche Identität aus der Auseinandersetzung mit Wissenschaft. Für sie ist Wissenschaft überwiegend "wichtig, interessant, fließend, vertraut, klar, durchsichtig, aufregend, erfreulich, aktiv, offen" und "stärkend", gleichzeitig weder "männlich" noch "weiblich", "rational", "abstrakt" und "unpersönlich". Sichtbar wird in dieser Akzentuierung die Freude an der geistigen Auseinandersetzung, der vielfältigen abwechslungsreichen Tätigkeit, aber auch die Übernahme männlicher Wissenschaftsnormen und deren Aneignung.

Dennoch äußerten sich Wissenschaftlerinnen insgesamt wesentlich unzufriedener über ihren Arbeitsplatz, was sich aber weniger auf die Tätigkeitsinhalte als auf die Beschäftigungsbedingungen und die Sozialbeziehungen bezog. So beklagten sie besonders die "Unsicherheit des Arbeitsplatzes" und die "schlechten Berufsaussichten". Im Gegensatz zu den Sekretärinnen schätzten sie ihre Beziehungen zu männlichen Vertretern der verschiedenen Statusgruppen an der Hochschule nicht so positiv ein. Die latente Unzufriedenheit der Wissenschaftlerinnen spiegelt ihre krisenhafte Situation wider. Den permanenten Widerspruch zwischen männlich geprägter Berufsrolle und weiblicher Geschlechtsrollenidentität scheinen die Frauen nur über eine ausgeprägte inhaltliche Orientierung und über fachliches Interesse ausbalancieren zu können, wobei die schlechten Berufsaussichten diese Balance am stärksten gefährden.

Wenn der Grad der Zufriedenheit in den Äußerungen der Frauen über ihren Arbeits- bzw. Studienplatz tatsächlich als ein Indikator für persönliche Identitätsbildung angesehen werden kann, dann befinden sich die Studentinnen im Vergleich zu den anderen beiden Gruppen in einer Identitätskrise. Sie machten kaum positive Angaben zu ihrer Studiensituation.

Am meisten beklagten auch sie die "fehlenden Berufsaussichten" sowie die schlechten Studienbedingungen (Raumverhältnisse, finanzielle Bedingungen, Arbeits- und Lernmittel und Studieninhalte). Auf der Suche nach einer Erwachsenenidentität als Frau im Beruf in einer männergeprägten Institution spielt für sie ein relativ "breiter Handlungsspielraum", ein "nicht zu großer Studiumumfang" und eine "flexible Studienzeitgestaltung" sowie ein "positives Arbeitsklima" eine wichtige Rolle. Eine möglichst geringe Normierung des Studienablaufs eröffnet Möglichkeiten der Selbstfindung und Solidarisierung mit anderen Studentinnen.

Literatur

- BECK, Peter: Zwischen Identität und Entfremdung. Die Hochschule als Ort gestörter Kommunikation. Frankfurt/M. 1975.
- BERNE, Eric: The Structure and Dynamics of Organizations and Groups. New York 1963.
- BOCK, Ulla; BRASZEIT, Anne und SCHMERL, Christiane (Hg.): Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie. Frankfurt/M., New York 1983a.

- BOCK, Ulla; BRASZEIT, Anne und SCHMERL, Christiane (Hg.): Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Dokumentation und Untersuchung der Situation von Studentinnen und Dozentinnen unter besonderer Berücksichtigung der Hochschulen von Nordrhein-Westfalen. Weinheim, Basel 1983b.
- BUBLITZ, Hannelore: Arbeitertöchter an der Hochschule. Gießen 1980.
- ERIKSON, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M. 1966 (1. Aufl. 1963).
- GÖTTNER-ABENDROTH, Heide: "Zur Methodologie von Frauenforschung am Beispiel Biographie". In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauenforschung oder feministische Forschung. Köln 1984 (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H.11), S. 35-60.
- GOFFMANN, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M. 1967 (1. Aufl. 1963).
- GROSSMASS, Ruth: "Psychische Probleme und Bearbeitungsstrategien bei Studentinnen". In BOCK, Ulla; BRASZEIT; Anne und SCHMERL, Christiane. (Hg.): Frauen an den Universitäten. Frankfurt/M., New York 1983a, S. 41-48.
- HABERMAS, Jürgen: "Identität". In: DERS.: Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus. Frankfurt/M. 1976, S. 63-128.
- HAMPE, Asta: "Werden Hochschullehrerinnen diskriminiert? Ergebnisse einer empirischen Studie". In: Mitteilungen des Deutschen Akademikerinnenbundes e.V., Nr. 57. Bonn 1980, S. 5-26.
- HAUGG, Frigga: "Opfer oder Täter? Über das Verhalten von Frauen". In: Das Argument 123 (1980), S. 643-649.
- HOLZKAMP, Klaus: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt 1973.
- KOTTHOFF, Helga: "Gewinnen oder verlieren? Beobachtungen zum Sprachverhalten von Frauen und Männern in argumentativen Dialogen an der Universität". In: TRÖMEL-PLÖTZ, Senta (Hg.): Gewalt durch Sprache. Frankfurt/M. 1984, S. 90-113.
- KRAPPMANN, Lothar: "Neue Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit für Sozialisationsprozesse". In: ANWÄRTER, Manfred; KIRSCH, Edit und SCHRÖTER, Manfred (Hg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/M. 1977 (1. Aufl. 1976), S. 307-331.
- Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1982 (1. Aufl. 1969).
- Mc CALL, G. und SIMMONS, J.L.: Identität und Interaktion. Untersuchungen über zwischenmenschliche Beziehungen im Alltagsleben. Düsseldorf 1974.
- MEAD, Georg Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M. 1973 (1. Aufl. 1934).

- MIES, Maria: "Frauenforschung oder feministische Forschung? Die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie". In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauenforschung oder feministische Forschung. Köln 1984a, (Beiträge zur fem. Theorie u. Praxis, H. 11), S. 40-60.
- "Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen." In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauenforschung oder feministische Forschung. Köln 1984b (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 11), S. 7-25.
- OTTOMEYER, Klaus: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen. Reinbek 1977.
- PETZOLD, Helarion: "Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie". In: Integrative Therapie 1984 (Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik. H. 1/2, 10. Jg.), S. 73-115.
- PETZOLD, Helarion und MATHIAS, Ulrike: Rollenentwicklung und Identität. Paderborn 1982.
- REICHWEIN, Roland: "Identität und postsekundäre Sozialisation in soziologischer Sicht". In: SOMMERKORN, Ingrid N. (Hg.): Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation. Hamburg: AHD 1981, (Blickpunkt Hochschuldidaktik, Nr. 64), S. 107-133.
- SOMMERKORN, Ingrid N.: "Frauen als Lehrende und Lernende an der Hochschule". in: DIES. (Hg.): Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation. Hamburg AHD 1981, (Blickpunkt Hochschuldidaktik, Nr. 64), S. 74-106.
- Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauenforschung oder feministische Forschung. Köln 1984 (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 11).
- STAHR, Ingeborg: "Studentinnen und Sekretärinnen in einem Seminar". In: DIES. (Hg.): Hochschuldidaktik und universitäre Weiterbildung. Hamburg: AHD 1982 (Blickpunkt Hochschuldidaktik, Nr. 73), S. 121-138.
- Die Studien- und Arbeitssituation von Frauen an der Hochschule. Projektbericht des Hochschuldidaktischen Zentrums Essen. Essen 1985.
- TATSCHMURAT, Carmen: Arbeit und Identität. Zum Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen und weiblicher Identitätsfindung. Frankfurt/M., New York 1980.
- THÜRMER-ROHR, Christina: "Der Chor der Opfer ist verstummt. Eine Kritik an Ansprüchen der Frauenforschung". In: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hg.): Frauenforschung oder feministische Forschung. Köln 1984 (Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 11), S. 71-84.

- VOGEL, Ulrike: "Literaturüberblick zur Identitätsentwicklung von Studentinnen". In: SOMMERKORN, Ingrid N. (Hg.): *Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation*. Hamburg: AHD 1981, (Blickpunkt Hochschuldidaktik, Nr. 64), S. 52-73.
- VOLMERG, Ute: *Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Frankfurt 1978.